

Ein Bild wie ein Haus, so groß

Bilder und Häuser wecken in mir das gleiche Interesse: Ich schaue sie gerne an. Ich weiß nicht, was ich lieber anschau, Häuser oder Bilder. Manchmal glaube ich Bilder und Häuser sind mir wie eins. Natürlich gibt es große Unterschiede zwischen einem Haus und einem Bild. Ein Haus ist größer und nicht so flach wie ein Bild. Ein Haus nimmt darum viel Platz ein, das Bild nur eine Wand. Für die Betrachtung beider ist das aber nicht weiter erheblich. Das Schauen kümmert sich nicht um den Unterschied. Wenn ich ein Haus betrachte, stelle ich mir vor, ich würde darin wohnen. Ich stelle mir, ein Haus betrachtend, immer vor, wie es wäre wenn ich in diesem Haus aus und ein ginge. Ich stelle mir vor, wie ich durch die weitläufigen Räume gehe und durch die Fenster des Hauses auf die Straße davor schaue. Um mir das Vergnügen solcher Vorstellung zu erlauben, gehe ich sehr viel in der Stadt spazieren. Ich spaziere in der Stadt ausschließlich mit der Absicht, Häuser anzuschauen. Ich achte nicht auf die Menschen in der Straße, noch schaue ich in die Auslagen der Geschäfte. Ich blicke nur nach Fassaden der Häuser. Ich käme nie auf den Gedanken, in der freien Natur zu spazieren. Bäume interessieren mich nicht, auch keine Wiesen oder Blumen. Ich interessiere mich nur für Architektur. Ich schaue mir Häuser an und stelle mir vor, wie ich darin wohne. Schauen und Wohnen ist für mich dasselbe. Wenn ich sage, ich schaue ein Haus an, könnte ich auch sagen, ich wohne in diesem Haus. Für ein Bild gilt darum das gleiche. Wenn ich ein Bild anschau, kann ich darum sagen, ich wohne in diesem Bild. Weil Schauen auch Wohnen bedeutet, wohne ich in Bildern so, wie ich in Häusern wohne. Ich kann mich in Bildern so aufhalten, wie ich mich auch in Häusern aufhalte. Wenn ich ein Haus anschau, denke ich nie daran, dass dort andere Leute wohnen. Ich denke die Häuser immer menschenleer, denn ich gehe ja schauend davon aus, dass nicht andere, sondern ich in dem Haus wohne. Meine Betrachtung verschafft sich überall Zugang. Sie nimmt keine Rücksicht auf andere Leute. Menschen schließen immer etwas ab. Sie machen die Türe hinter sich zu, verriegeln Schlösser. –Sie haben immer, in jedem Haus, in jeder Wohnung, einen schmutzigen Winkel, in dem sie irgendwelche banalen Geheimnisse hüten. Menschen verstellen mit ihren Sachen grundsätzlich den Raum. Alles ist immer gleich unordentlich, ist persönlich. In meiner Vorstellung ist der Raum aber immer zugänglich, offen. Darum zeigt mir meine Vorstellung den Raum leer. Es soll keine Geheimnisse in einem Haus geben. Das Haus soll selber ein Geheimnis sein. Darum mag ich auch keine Bilder, auf denen Menschen zu sehen sind. Ich habe Bilder mit Leuten immer abgelehnt. Selbst habe ich nie Bilder gemalt, auf denen Leute zu sehen sind. Ich habe immer nur leere Bilder gemalt. Von Leuten bevölkerte Bilder sind für mich besetzt. Sie sind nicht mehr zugänglich. Es sind schon andere da. Ich kann solche Bilder gar nicht anschauen, weil ich gar keinen Platz habe, darin zu verweilen. Bilder, wie Häuser sollten leer sein, damit man sie ungehindert betreten kann. Das haben Bilder und Häuser gemeinsam: den zugänglichen Raum. Wenn ich vor einem Haus stehe, versuche ich durch ein offen stehendes Portal oder durch ein Fenster in das Haus hineinzuschauen. Ich versuche mir eine Vorstellung von der Räumlichkeit darin zu machen. Man sieht einem Haus ja von außen nicht an, wie es innen beschaffen ist. Ein Haus bietet in seiner Fassade lediglich eine Vorstellung, wie es von innen betrachtet vielleicht aussehen könnte. Mit Bildern ist es dasselbe. Man sieht Bilder auch nur von außen und muss sich von dem, was man von da aus sieht, eine Vorstellung machen, was im Bild stecken könnte. Bilder verbergen nämlich mehr, als sie zeigen. Denn schließlich sieht man an einem Bild auch nur die Oberfläche, wie man bei den Häusern die Fassade sieht. Über diese Oberfläche verspricht das Bild dem Auge einen Raum. Aber bei näherem Hinsehen zieht sich dieser Raum doch wieder hinter den Schleier der undurchdringlichen Oberfläche des Bildes zurück, so dass

man meinen möchte, alles wäre nur vorgetäuscht. Ich verdanke es sowieso nur meiner Vorstellungskraft, dass ich auf den Bildern etwas sehe, so wie ich es meiner Einbildungskraft verdanke, dass ich mir von den Räumen der Häuser, die sie hinter den Fassaden verstecken, eine Vorstellung machen kann. Häuser wie Bilder sind sich in diesem Verbergungszwang gleich. Ich meine, es ist darum nahe liegend, dass ich mir Bilder wie Häuser denke. Ein Bild steht neben dem anderen, wie auch ein Haus neben dem anderen steht. Sie bilden Straßen und fügen sich zu Plätzen. Es gibt größere Boulevards und stillere Seitenstraßen. Eine ganze Stadt gibt es aus meinen Bildern. So gehe ich durch diese Straßen und schaue mir die Bilder an. Es gefällt mir durch die Fluchten meiner Bilder zu gehen. Manchmal verdeckt ein Bild das andere, doch Schritt für Schritt gibt es den Blick auf seinen Nachbarn frei. Ich brauche die Bilder nicht mehr ausschließlich von vorne anzuschauen. Ich kann sie auch ganz beiläufig von der Seite betrachten. Ich mochte noch nie den frontalen Blick auf die Bilder. Dieser blöde Blick von vorn! Dieses von schamloser Neugier getriebene Glotzen auf die Schauseiten der Bilder, so wie sie einem gerade unter die Augen kommen. Es kann auch ein Blick von hinten sein. Ein Bild, als Haus gedacht, hat auch eine Hofseite, eine Rückseite und nicht nur die repräsentative Straßenfront. Bilder, als Häuser gedacht, haben auch Nebeneingänge und Hintertüren. Und ich gehe durch meine Stadt und frage mich selber: Ist es eine Stadt aus Bildern, die sich wie Häuser zeigen, oder sind es Häuser, die sich mir als Bilder versprechen? Wo ich wohne, frage ich mich, die Adresse?

Es ist ein Bild wie ein Haus, so groß.